

# AKTIVES MUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.



## AUSGEBLENDET

Eine Ausstellung zum Umgang mit NS-Täterorten in West-Berlin

## INHALT

---

- 2 Editorial**  
Christine Fischer-Defoy
  
- 4 Der erste Spatenstich. Grußwort auf der Festveranstaltung „30 Jahre Topographie des Terrors. Ausstellungen und Konzepte“ am 5. Juli 2017**  
Klaus Lederer
  
- 7 „Ausgeblendet. Der Umgang mit NS-Täterorten in West-Berlin“  
Rede zur Ausstellungseröffnung am 20. Januar 2017 in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz**  
Gerd Kühling
  
- 11 Erinnern heute. Festrede anlässlich der Fünften Stolperstein-Konferenz im Berliner Rathaus am 26. April 2017**  
Yael Kupferberg
  
- 16 Edith Berlow. Ansprache anlässlich der Enthüllung einer „Berliner Gedenktafel“ am 11. Mai 2017 in der Menzelstraße 9**  
Barbara Schieb
  
- 19 Publikationen des Aktiven Museums**
  
- 20 Impressum**

## Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde des Aktiven Museums,

Die Rede von Klaus Lederer, Berliner Senator für Kultur und Europa, die wir zu Beginn dieses Rundbriefes dokumentieren, verweist auf die Anfänge der Vereinsgeschichte, die über Jahrzehnte eng mit dem „Gestapo-Gelände“ verbunden war. Bei der Veranstaltung in der „Stiftung Topographie des Terrors“ zum dreißigjährigen Bestehen der ersten Ausstellung auf dem Gelände waren noch einmal einige Fotos aus den Anfangsjahren zu sehen. Das bürgerschaftliche Engagement unseres 1983 gegründeten Vereins und seiner Mitstreiter in der „Initiative zum Umgang mit dem Gestapogelände“ wurde allseits gewürdigt. Meine schönste Erinnerung an diese 30 Jahre bleibt die 24-stündige Mahnwache auf dem Gelände am 8. Mai 2004, mit der wir eine Aufhebung des Baustopps und damit ein Ende des Zumthor'schen Bauprojektes erreichten. Auf meinem Schreibtisch liegt noch eine überdimensionierte gelbe Schraube mit Mutter als Reminiszenz an den Abriss der Treppentürme, die den Weg frei machten für das wunderbar transparente Gebäude von Ursula Wilms, das inzwischen weit über eine Million Besucher im Jahr anzieht.

Noch etwas weiter zurück reicht der Blick, den Gerd Kühling in seiner Rede anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Ausgeblendet. Der Umgang mit NS-Täterorten in West-Berlin“ am 20. Januar 2017 wirft. Diese Ausstellung, ein Kooperationsprojekt mit der „Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannseekonferenz“, in deren Rahmenprogramm wir übrigens am 16. Mai 2017 auch das im Argument-Verlag erschienene Buch „Nachlese“ mit Essays von Gerhard Schoenberger vorstellten, erzählt von den Schwierigkeiten eines öffentlichen Gedenkens seit der Nachkriegszeit, das sich bis in die Gegenwart hinzieht. Ein aktuelles Beispiel dafür, dass es zahlreiche Täterorte gibt, deren Geschichte noch immer nicht dokumentiert und vor Ort kommentiert ist, ist das bürgerschaftlich angestoßene Ringen um einen Gedenkort in der Fontanepromenade 15 in Berlin-Kreuzberg. Es handelt sich hierbei um den authentischen Ort der ehemaligen „Zentralen Dienststelle für Juden beim Berliner Arbeitsamt“, von wo aus

die Zwangsarbeit von Jüdinnen und Juden zwischen 1938 und 1943 organisiert wurde. Sie ging daher als „Schikanepromenade“ ins kollektive Bewusstsein der Betroffenen ein.

Gedenktafeln gehörten von Anfang an zu den Aktionsformen des Aktiven Museums. Sie haben uns seinerzeit den Ehrentitel der „Gedenktafel-Guerilla“ eingebracht. Neben den vereinseigenen Tafeln sind wir seit mehreren Jahren ja gemeinsam mit der Historischen Kommission zu Berlin für das „Berliner Gedenktafelprogramm“ verantwortlich, und hierbei vorrangig für das Gedenken an NS-Verfolgung, Widerstand und Exil zuständig. Unser besonderes Augenmerk gilt dabei auch den „Stillen Heldinnen und Helden“. In diesem Heft dokumentieren wir folglich die Ansprache von Barbara Schieb anlässlich der Enthüllung einer „Berliner Gedenktafel“ für Edith Berlow.

Zu berichten ist weiterhin über die Ausstellung „Abgesägt“, deren Zehlendorfer Teil am 16. Februar im dortigen Heimatmuseum nochmals eröffnet wurde. Sie erzählt exemplarisch von im Nationalsozialismus verfolgten Kommunalpolitikerinnen und -politikern. Das Kooperationsprojekt mit dem Kulturamt Steglitz-Zehlendorf knüpft an die seinerzeitigen Recherchen unseres Vereins-Projekts „Vor die Tür gesetzt“ über die Berliner Stadtverordneten an und führt dieses auf kommunaler Ebene fort. Ein Beispiel, das auch in anderen Berliner Bezirken Schule machen könnte – wir sind zu weiteren Kooperationen bereit und stellen unsere Materialien von damals gerne dafür zur Verfügung.

„Die Zukunft der Erinnerung“, so überschrieb der Schriftsteller Navid Kermani einen bewegenden und wegweisenden Text in der FAZ vom 7. Juli 2017. Um das „Erinnern heute“ geht es auch in dem Vortrag, den Yael Kupferberg anlässlich der Fünften Stolperstein-Konferenz im Berliner Rathaus am 26. April 2017 hielt. Ausgehend von der eigenen familiären Konstellation geht sie der Frage nach, wie mit dem Verschwinden der Zeitzeugen deren persönliche Erfahrungen und Erlebnisse weiter lebendig gehalten und an künftige Generationen weitergegeben werden können.



Um diese Frage der Zukunft der Erinnerung an NS-Verfolgung, Widerstand und Exil und die künftige Rolle des Aktiven Museums ging es auch in mehreren Diskussionsrunden des Vereins. So veranstalteten wir am 1. April eine „Zukunftswerkstatt“, auf der das hier abgedruckte Foto entstand. Die von Robert Jungk entwickelte und von uns in dieser spezifischen Situation auserkorene Methode, die als Modell in etwa so alt ist wie das Aktive Museum, versteht sich dabei als ein soziales und dialogisches Problemlöseverfahren, ein zielgerichtetes Vorgehen, ein methodisch-kreatives Arbeiten in Gruppen. Eine „Zukunftswerkstatt“ ist ein offener Prozess, der von den Teilnehmenden inhaltlich bestimmt und in seinem Fortgang ausgefüllt wird. Ziel des Drei-Phasen-Modells ist es, durch Phantasieren von der Realität so abzuheben, dass wünschbare Alternativen und Lösungen entstehen. Für uns ging es dabei darum, das veränderte gesellschaftspolitische Umfeld, in dem wir unsere Arbeit tun, zu analysieren und über die personelle Situation im Verein zu sprechen, die sich wohl auch als Generationswechsel beschreiben ließe. Auch Themen und Betätigungsfelder, die sich uns für die kommenden Jahre anbieten und/oder die wir verfolgen möchten, haben wir in den Blick genommen.

Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde des Aktiven Museums, dies ist mein letztes Editorial als Vorsitzende des Vereins: Ich gehe nach über 30 Jahren im Vorstand und 25 Jahren als Vereinsvorsitzende nun in den Ruhestand – mit dem guten Gefühl, Verantwortung abgeben und den Weg frei machen zu können für eine Zukunft unserer Arbeit mit neuen Aktionsformen und Bündnispartnern, einem breiteren Themenspektrum und vielen jüngeren Mitgliedern, die sich im Verein engagieren.

Ich danke allen, die in diesen Jahren unsere gemeinsame Arbeit unterstützt und begleitet haben. Mein besonderer Dank gilt unserem Geschäftsführer Kaspar Nürnberg und seiner langjährigen Vorgängerin Christiane Hoss für ihr Engagement, ihre Gelassenheit und ihre Nachsicht, auch übermenschliche Anforderungen zu meistern, um „den Laden am Laufen zu halten“.

*Christine Fischer-Defoy*  
Vorsitzende

## DER ERSTE SPATENSTICH

Grußwort auf der Festveranstaltung „30 Jahre Topographie des Terrors. Ausstellungen und Konzepte“ am 5. Juli 2017

Der erste Spatenstich ist etwas Schönes: er symbolisiert einen Aufbruch, ein Loslegen, ein Anfangen – den Anfang eines Prozesses, an dessen Ende etwas Fertiges steht. Hier in der Dauerausstellung der „Topographie des Terrors“ gibt es ein Bild von einem Spatenstich: mehrere Menschen setzen Schaufeln an. Es ist der 5. Mai 1985 – und vermutlich waren sich die Beteiligten damals nicht darüber im Klaren, dass sie damit einen quasi-ersten Spatenstich gesetzt haben. Denn ihre Intention war eine andere: sie wollten eine Kruste aufbrechen, an einem Ort, über dessen Geschichte kein Gras wachsen sollte. Hier drohte ein grausamer Teil deutscher Geschichte verschütt zu gehen. Hier sollte – vorerst – nichts Neues entstehen, hier sollte Altes endlich ans Licht gebracht werden.

Zu denen, die im Mai 1985 hier anfangen, gehörte ganz wesentlich der in den 1980er-Jahren gegründete Verein „Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin“ und die dann etwas später entstandene „Initiative zum Umgang mit dem Gestapo-Gelände“, aber auch viele andere. Gemein war ihnen allen, dass sie sich für einen Lernort und seine Verstetigung einsetzten. Hier sollte, wie es damals hieß, „Nachgegraben“ werden, hier sollte – wie gesagt – „kein Gras darüber wachsen“. Hier, wo die Schaltzentralen des nationalsozialistischen Terror-Regimes standen – woran sich manche schon 1948 nicht mehr erinnern wollten. „Nach dem Krieg geriet dieser Ort jedoch zunehmend in Vergessenheit“, das klingt immer wie ein Selbstlauf. Aber es war bewusstes Vergessen, Verschweigen, Verdrängen.

Und dann braucht es immer Menschen, die nicht locker lassen, die nicht vergessen, verschweigen, verdrängen. Und am Ende des Weges stand in diesem Falle die „Topographie des Terrors“ – ein Lern- und

Erinnerungsort, ein Ort am Ort der Täter. Hier zeigt sich, was bürgerschaftliches Engagement bewirken kann. Das gilt ganz wesentlich für den bereits erwähnten Verein „Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin“ und die „Initiative zum Umgang mit dem Gestapo-Gelände“.

Damals, im Vorfeld von 1987, ging es noch darum, sich mit denen auseinanderzusetzen, die aus eigener Erfahrung meinten, die Dinge „kleinreden“ zu wollen. Es ging um die „Bewältigung der Vergangenheit“. Der Historiker Wolfgang Scheffler, der mit dem Projekt der „Topographie des Terrors“ eng verbunden ist, hat deshalb diesen Ort der früheren Zentralen von Gestapo und SS damals auch als „einen Ort der nicht-angenommenen deutschen Geschichte“ bezeichnet. Der Ausbau eines Erinnerungsortes musste erstritten werden. Als die Dokumentation „Topographie des Terrors“ 1987 dann eröffnet war, lag es in der Zuständigkeit der Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten, das Projekt zu einer bleibenden Einrichtung zu entwickeln. Und es ist an dieser Stelle dem Bund sehr herzlich und ausdrücklich zu danken, dass er dann in die stete Förderung mit eingestiegen ist.

Heute, in einer Zeit, in der sich die Vergangenheitsaufarbeitung gesellschaftlich durchgesetzt hat und von Land und Bund gefördert wird, haben wir neue Aufgaben: Es gilt nicht nur, die Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus zu bewahren und den nachwachsenden Generationen zu vermitteln. Es geht auch darum, mit Personen ins Gespräch zu kommen, die aus ganz anderen Kulturkreisen kommen. Es geht darum, die Mechanismen von Terror und Unterdrückung, die Muster von Unfreiheit für alle sichtbar zu machen und zu erklären.

Am 8. Mai 1945 lag Europa in Schutt und Asche – das war das Ergebnis von aggressivem Nationalismus und dem mit brutalen Angriffs- und Vernichtungskriegen einhergehenden Groß- und Weltmachtstreben. „Deutschland über alles“ war eine Parole der Nationalsozialisten, und sie verbanden die Durchsetzung dieses Anspruchs mit der Entwicklung von Verfolgungs- und



Aktion „Nachgegraben“ am 5. Mai 1985 auf dem „Gestapo-Gelände“

Terrorapparaten, wie es die Gestapo und die SS waren, und mit europaweit verübter Aggression, mit Unterdrückung, Rassismus und dem Mord an Millionen von Menschen. Zu unserer Vision von einem einheitlichen Europa, wie wir sie heute verwirklicht sehen möchten, gehört das absolute Gegenteil: Die Abkehr von Gewalt, ethnischen Säuberungen und Ausgrenzungen, die Abkehr von Mord und Totschlag und einem zerschossenen Kontinent. Unsere Vision eines einheitlichen Europas ist von der Idee getragen, das Gemeinsame zu suchen, auch konstruktiv zu erstreiten und zu bewahren. Und alle, die sich heute hinter dieser Idee versammeln, stehen auch zu den Worten „Nie wieder!“ – „Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg!“

Hier in der „Topographie des Terrors“ kann man sich seit 30 Jahren Geschichte vergegenwärtigen. Die Besucherinnen und Besucher – das fünfte Jahr in Folge

deutlich mehr als eine Million Menschen – kommen aus Europa und aus allen Teilen der Welt hierher, zu dem historischen Ort, dem „Ort der Täter“, um zu fragen, wie es zum „Zivilisationsbruch“ in der Zeit des Nationalsozialismus kommen konnte. Sie erfahren durch die Ausstellung „Topographie des Terrors“, was passiert, wenn die Grundlagen von Rechtsstaatlichkeit und die Garantie von Menschenrechten nicht mehr eingehalten werden. Sie lernen die Perspektiven der NS-Täter kennen, die die Verfolgung und Ermordung von Millionen Menschen planten, organisierten und umsetzten. Sie werden aber auch mit dem Leiden und den Schicksalen vieler einzelner Opfergruppen des NS-Terror systems in ganz Europa konfrontiert.

Angesichts der Bilder, der Reste von Kellern, der Tondokumente werden einem die Bedeutung und die aktuellen Aufgaben der „Topographie des Terrors“ be-

wusst: Die Gewaltgeschichte des Nationalsozialismus ist heute – ganz aktuell – auch an jene zu vermitteln, die aus „zerschossenen Ländern“ kommen. Auch ihnen gilt es darzulegen, wie außerordentlich wichtig ein „Nie wieder“ ist. Das ist ganz klar eine neue Begründung der „Topographie des Terrors“ im Vergleich zu jener, die vor 30 Jahren im Vordergrund stand.

In dieser Hinsicht kann die Politik meines Hauses unterstützend tätig werden, indem sie im Rahmen des Masterplans „Integration“ Mittel für die Entwicklung von Bildungsangeboten für Geflüchtete bereitstellt. So können derzeit in der Stiftung spezielle Ausstellungsführungen und Seminare entwickelt werden – neue Narrative für Menschen anderer Sprachen und Herkunftsregionen. Politik heute: Das heißt, in europäischen Kontexten zu denken und Kultur und Erinnerungskultur als Eckpunkte dieser Kontexte mitzugestalten. Mit diesem Anliegen, „Kultur und Europa“, ist mein Amt neu angetreten.

Was kann Kulturpolitik für Erinnerungsorte tun? Meine Politik ist es, Erinnerungsorte ernst zu nehmen; sie zu fördern, wo es sie gibt. Da, wo etwas vor Ort neu entdeckt wird, herauszufinden, worum es geht – und dann gegebenenfalls auch hier eine Initiative oder ein Projekt zu fördern. Der künftige Umgang mit dem „Tempelhofer Feld“ und dem Themenkomplex NS-Zwangsarbeit ist ein solches Vorhaben, die „Fontanepromenade 15“ ein anderes.

Ein neues Projekt ist gerade angestoßen, als mögliche weitere Aufgabe der „Topographie des Terrors“. So habe ich die Stiftung gebeten, im Rahmen des Europäischen Kulturerbe-Jahres ECHY 2018 unter dem Motto „Sharing Heritage“ einen Förderantrag zu stellen, um die Entwicklung des ehemaligen Flughafens Tempelhof zu einem Erinnerungsort voranzubringen. Sollte der Antrag genehmigt werden, wird dort im nächsten Jahr eine Ausstellung zur Geschichte des Ortes eröffnet werden.

Hier zeigt sich, dass die Aufarbeitung keinen Schlusspunkt kennt – keinen kennen darf. Und wann

immer Menschen – real oder im übertragenen Sinne – zur Schaufel greifen, um Verdrängtes und Vergangenes hervorzuholen und uns entgegenzuhalten...: Hören wir ihnen zu, seien wir klug – denn auch das kann ein erster Spatenstich sein.

*Klaus Lederer*

*Dr. Klaus Lederer ist seit Dezember 2016 Bürgermeister und Kultur- und Europasektor von Berlin.*

## AUSGEBLENDET. DER UMGANG MIT NS-TÄTERORTEN IN WEST-BERLIN

Rede zur Ausstellungseröffnung am  
20. Januar 2017 in der Gedenk- und Bildungs-  
stätte Haus der Wannsee-Konferenz

**Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,**

ich begrüße Sie herzlich zur Eröffnung der Sonderausstellung „Ausgeblendet. Der Umgang mit NS-Täterorten in West-Berlin“, einem gemeinsamen Projekt der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz und des Vereins Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin – also von zwei Institutionen, die seit langem eng miteinander verbunden sind. Den Anfang machte vor vielen Jahren Gerhard Schoenberger: Er war Vorsitzender des „Aktiven Museums“, bevor er Gründungsdirektor der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz wurde. Noch vor relativ kurzer Zeit, im Dezember 2012, haben wir anlässlich des 100. Geburtstages von Joseph Wulf gemeinsam eine Ausstellung über dessen Leben und Werk realisiert.

Auch Gerhard Schoenberger war an diesem Projekt aktiv beteiligt, starb dann aber wenige Tage vor der Eröffnung. Wulf und Schoenberger gehörten zu jenen Wenigen, die sich in den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende um die Aufarbeitung und Sichtbarmachung der Verbrechen des „Dritten Reiches“ bemühten. Demgegenüber wollte sich die deutsche Mehrheitsgesellschaft nicht mit den NS-Verbrechen und ihren Planungszentralen konfrontieren.

Dieser Geschichte widmet sich die Ausstellung „Ausgeblendet“, zu deren Team Christine Fischer-Defoy, Elke Gryglewski, Kaspar Nürnberg, Monika Sommerer, David Zoldan und ich gehörten. Genannt werden müssen auch unsere Gestalterin Bettina Kubanek und die Lektorin Ruth Preusse. Beide standen uns mit vielen wichtigen Hinweisen zur Seite.

Auf insgesamt sieben Tafeln präsentiert „Ausgeblendet“ an ausgewählten Beispielen den schwierigen Prozess und das großen Engagement Einzelner für die Erinnerungskultur in West-Berlin.<sup>1</sup> Dabei spielt der Umgang mit den sogenannten Täterorten eine wichtige Rolle. Genannt seien das ehemalige Eichmann-Referat in der Kurfürstenstraße 115/116, das Gelände des Reichssicherheitshauptamtes an der Wilhelmstraße oder eben auch das Haus der Wannsee-Konferenz. In seiner Ansprache zur Eröffnung der Gedenkstätte am 20. Januar 1992 betonte der Regierende Bürgermeister Eberhard Diepgen: „Heute geben wir diesen Ort seiner Geschichte zurück.“

Bereits 25 Jahre zuvor hatte es einen Versuch gegeben, die Vergangenheit des Hauses wieder sichtbar zu machen. In den 1960er-Jahren forderte der Auschwitz-Überlebende Joseph Wulf, im Haus der Wannsee-Konferenz ein „Internationales Dokumentationszentrum zur Erforschung des Nationalsozialismus und seiner Folgeerscheinungen“ einzurichten. Wulf hob seinerzeit hervor, es gebe in Berlin kein Haus, das der historischen Bedeutung dieses Gebäudes gleichkäme. Die Presse zitierte ihn: „In der Umwandlung der Wannsee-Villa in ein Forschungszentrum liegt für die internationale Welt eine einmalige Symbolik.“

Nur ein Bau – so Wulf – „hätte diesen in seiner symbolischen Aussagekraft noch übertroffen: das Haus in der Kurfürstenstraße, in dem Adolf Eichmann amtierte, das jedoch ausgebombt wurde.“ So naheliegend dieser Vergleich auch war – Wulf irrte, was die Geschichte des Gebäudes betraf. Von ausgebombt konnte keine Rede sein. Vielmehr hatte das Haus in der Kurfürstenstraße 115/116 den Krieg relativ unbeschadet überstanden und war erst 1964 abgerissen worden.<sup>2</sup> Für unsere Ausstellung ist es uns gelungen, erstmals Fotomaterial von diesen Abrissarbeiten ausfindig zu machen.

Die – wengleich letztlich gescheiterte – Initiative Wulfs hatte maßgeblich dazu beigetragen, dass das Haus der Wannsee-Konferenz – in dem damals noch ein Schullandheim untergebracht war – fortan von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen wurde. Dies



Blick auf die Reste des gesprengten Gebäudes in der Kurfürstenstraße 114 im Oktober 1964. Im Hintergrund ist das ehemalige Gebäude des Dienstes Adolf Eichmanns mit der Hausnummer 115/116 zu sehen, das kurz darauf ebenfalls abgerissen wurde.

geschah zunächst noch unter großer Zurückhaltung, die weiterhin von einem „Nicht-genau-wissen-wollen“ geprägt war.

Nehmen wir zum Beispiel die Gedenktafel am Haus, an der sie beim Betreten des Gebäudes vorbeigegangen sind. Die Inschrift lautet: „In diesem Haus fand im Januar 1942 die berüchtigte Wannsee-Konferenz statt. Dem Gedenken der durch nationalsozialistische Gewaltherrschaft umgekommenen jüdischen Mitmenschen.“ Wer an der Konferenz teilgenommen hatte und was auf ihr besprochen worden war, darüber gibt die Tafel keine Auskunft. Zudem verschweigt sie Tatsache, dass die „jüdischen Mitmenschen“ systematisch ermordet worden waren.<sup>3</sup> In Gesamt-Berlin gab es für lange Zeit kaum Gedenkzeichen, die konkret auf die NS-Verbrechen und deren Täter eingingen. Eines der wenigen Gegenbeispiele zeigen wir hier in der Sonderausstellung: Gemeint ist die erste Gedenktafel am ehemaligen Deportationsbahnhof Berlin-Grunewald, die im November 1953 von der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“ angebracht wurde.

Die Präsentation geht auch auf zwei zeitgenössische Ausstellungen ein, die sich in den späten 1950er und frühen 1960er-Jahren gegen das Beschweigen der Vergangenheit wandten und zu diesem Zwecke auch die personelle Kontinuitäten aus der NS-Zeit aufzeigen wollten. Gemeint sind die Ausstellung zur „Ungesühnten Nazijustiz“ mit ihrem Initiator Reinhard Strecker und die erstmals 1960 in der West-Berliner Kongresshalle

gezeigte Schau „Die Vergangenheit mahnt“, die unter anderem auf Gerhard Schoenberner zurückging.

Gerade bei der letztgenannten Ausstellung freuen wir uns, dass wir zeitgenössisches Fotomaterial von diesem Ereignis finden konnten. Wie wenig Überlieferung es zu „Die Vergangenheit mahnt“ gibt, hat uns allerdings verwundert – schließlich hatten damals insgesamt fast 200.000 Menschen die Wanderausstellung besucht. Diese benötigte eine Fläche von 800 Quadratmetern und eine Raumhöhe von über fünf Metern. Unsere Hoffnung, Originalrelikte dieser umfangreichen Schau wiederzufinden, zerschlug sich bald. Der letzte Hinweis auf diese stammt aus dem Jahr 1966. Damals wurde die gesamte Ausstellung in mehreren Kisten im Keller einer Neuköllner Grundschule eingelagert. Danach verliert sich die Spur und es ist zu befürchten, dass das Material irgendwann entsorgt worden ist.<sup>4</sup>



Heinz Stücklen, Bezirksbürgermeister von Neukölln (links), und Heinz Galinski, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde West-Berlins, enthüllen die Gedenktafel im November 1972.

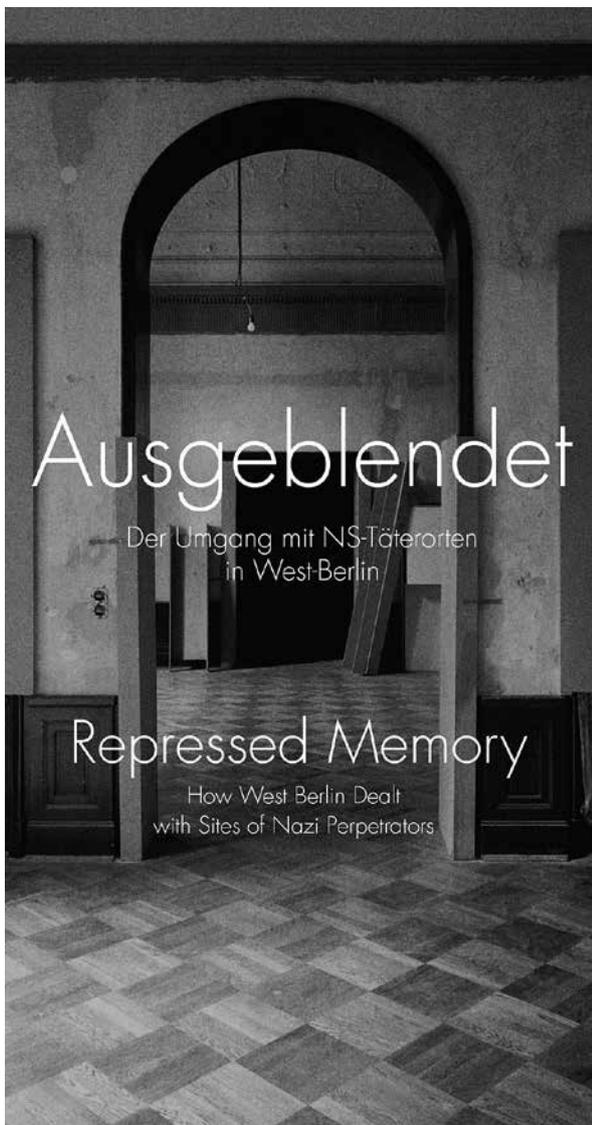


Zur Ausstellung „Die Vergangenheit mahnt“ gehörte eine 15 Meter lange und 5 Meter hohe „Ehrentafel“ mit überlebensgroßen Porträts von 62 Persönlichkeiten, die den jüdischen Beitrag zur deutschen Kultur repräsentieren sollten. Ihnen stand eine Luftaufnahme des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau gegenüber. Als einer der abgelichteten Besucher ist übrigens Heinz Galinski links zu erkennen.

Tatsächlich ist bereits viel Wissen verloren gegangen und oftmals kann selbst vorhandenes Bildmaterial aus den 1950er und 1960er-Jahren kaum mehr zugeordnet werden. Umso dankbarer sind wir, dass uns zumindest noch für die 1980er-Jahre einige Beteiligte mit Informationen weiterhelfen konnten. So standen uns Dankward Buwitt, Eberhard Diepgen, Annegret Ehmann, Dr. Ekkehard Klaus und Dr. Dieter Senoner mit Ihrem Wissen zur Frühgeschichte der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz zur Seite. Dafür vielen herzlichen Dank! Bedanken möchten wir uns auch bei allen Personen, Institutionen und Organisationen, die uns Bildmaterial und Abdruckrechte überließen. Hervorgehoben seien hier die Allgemeine Jüdische Wochenzeitung, die Anne Frank Stiftung, die Berliner VVN, die Internationale Liga für Menschenrechte, Beate Klarsfeld, Jürgen Pieplow, das Rotkreuz-Museum Berlin und Mira Schoenberner.

Bevor Sie sich nun unsere Ausstellung anschauen, möchte ich einen letzten Aspekt erläutern. Beim Lesen der Ausstellungstafeln wird Ihnen auffallen: Die Texte sind in recht einfacher Sprache und im Präsens gehalten und sie verzichten auf Fremdwörter und verschachtelte Satzkonstruktionen. Dies erfolgte in voller Absicht, denn diese Ausstellung soll schließlich nicht nur Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ansprechen, sondern ein möglichst breites Publikum.

Die Betrachterinnen und Betrachter werden zudem eingebunden. Auf der letzten Tafel besteht die Möglichkeit, selbst Stellung beziehen und sich mitzuteilen. Hier sind die folgenden vier Fragen aufgeführt: „Was wird heute weiterhin ausgeblendet?“, „Was fehlt in der etablierten Erinnerungsarbeit?“, „Welchen weiteren Themen sollten sich NS-Gedenkstätten stellen? und



schließlich „Welche neuen Zugänge zur NS-Vergangenheit brauchen wir?“

Antworten auf diese Fragen sind uns wichtig, denn wir sollten es uns nicht in der etablierten Erinnerungskultur gemütlich machen. Auch sollte die bisherige Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Deutschland nicht verkürzt als reine Erfolgsgeschichte angesehen werden. In erschreckendem Maße erhalten in den letzten Jahren populistische und rechtsextremistische Parteien Zulauf. Die Gedenkstätten müssen ihnen mit historischer Aufklärungsarbeit beharrlich entgegenreten. Teilen Sie uns also Ihre Überlegungen mit.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine aufschlussreiche Betrachtung unserer Ausstellung. Vielen herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Gerd Kühling

*Dr. Gerd Kühling gehört dem wissenschaftlichen Team für die Erarbeitung einer neuen Dauerausstellung in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz an. Außerdem ist er Beisitzer im Vorstand des Aktiven Museums.*

1) Behandelt wird das Thema in den Kapiteln: Verdrängte Verbrechen, Ausstellungen gegen das Schweigen, Gescheiterte Aufarbeitung an Täterorten, Ringen um das „Gestapo-Gelände“, Die Entstehung der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz, Eingebledet? Täterorte heute.

2) In der breiten Öffentlichkeit und auch in wissenschaftlichen Publikationen ist nicht selten fälschlicherweise davon die Rede, das Gebäude sei bereits 1961 während des Eichmann-Prozesses in Jerusalem abgerissen worden.

3) Die Einweihung der Tafel erfolgte 1972. Sie wurde ursprünglich neben dem Tor zur Straße installiert, danach mehrmals mit Nazi-Parolen beschmiert und dann gestohlen. Ein Abguss der Tafel wurde schließlich (von der Straße aus nicht mehr sichtbar) hinter den Eingangssäulen an der Hauswand befestigt. Erst 1982 ließ das Bezirksamt von Neukölln, verantwortlich für das Schullandheim, wieder eine identische Tafel neben dem Straßentor anbringen.

4) Bei der „Internationalen Liga für Menschenrechte“ in Berlin gab es 1966 sogar Überlegungen, die Ausstellung für die Einrichtung eines zeitgeschichtlichen Dokumentationszentrums zur Verfügung zu stellen. Mit der Gründung einer solchen Institution wurde der Historiker Joseph Wulf betraut.

## ERINNERN HEUTE

Festrede anlässlich der Fünften Stolperstein-Konferenz im Berliner Rathaus am 26. April 2017

Es sind die Erzählungen und die Erfahrungen, die uns prägen, die wir tatsächlich verinnerlichen, die etwas mit uns tun. Das ist der fundamentale Unterschied von Information und Bildung. Daten und die bloße Darstellung historischer Ereignisse bieten sich nicht an, um ein empathisches Gedächtnis, um überhaupt ein Gedächtnis auszubilden, Anerkennung und Reflexion zu mobilisieren. Bei aller Didaktik und Darstellung von historiographisch geprüften Ereignissen geht es um die Ausbildung von Empathie, so möchte ich behaupten. Die Praxis des Erzählens ist gefragt; die Stärkung der Erzählkultur – die sich maßgeblich absetzt von der Informationsgesellschaft, in der wir momentan leben.

Wie sehr Erinnern mit dem Begriff von Bildung zu tun hat, kann an den Reflexionen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule abgelesen werden. Auf eine der schwärzesten Abhandlungen der modernen Philosophiegeschichte, nämlich das im US-amerikanischen Exil 1944 von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno verfasste Fragment „Dialektik der Aufklärung“, folgte in den 1960er-Jahren eine pädagogische Programmatik: Erziehung und Bildung müsse verhindern, dass sich Auschwitz wiederhole. Dafür müsse auch der Schrecken selbst nicht zwingend Gegenstand sein, sondern es müsse sich ein Gewissen, eine Mündigkeit ausbilden, die uns gegen jede Art von Usurpation stärke. Das Gewissen auszubilden, eine Immunität gegen Gewalt, Unrecht und Mit-Tun zu forcieren, ist eine zwingende Aufgabe. Damit wäre auch die Frage, warum zu erinnern sei in unserer ausdifferenzierten und heterogenen Gesellschaft, zumindest bezüglich des Zwecks der Erinnerung beantwortet; das wie in Zukunft zu erinnern sei, ist damit nicht beantwortet. Eine Gesellschaft muss sich allerdings darüber im Klaren sein, dass strukturelle Unterfinanzierung von Bildungs- und Sozialeinrichtungen und Gedenkstätten

keine probate Basis darstellen, um ein moralisches Gewissen gesellschaftlich zu verankern. Gleiches gilt für die Marginalisierung der Geisteswissenschaft, die innerhalb der umfassenden Ökonomisierung unserer Gesellschaft zumindest noch einen Wertediskurs entgegenzusetzen hätte.

Der Prozess der Bildung ist in die bloße Verarbeitung von Information umgeschlagen; die Aufgabe des Erinnerns ist ein Teil von Bildung – so meine ich – und bestünde darin, innezuhalten. Bildung ist Erfahrung. Erfahrung kann sich schlichtweg nicht beschleunigen, sie kann nicht simuliert sein.

Meine spezifischen Erfahrungen sind eng verbunden mit der Geschichte der deutschen und europäischen Juden; sie sind verbunden mit meiner Familie: Drei meiner Großeltern stammen aus Deutschland, zwei davon aus Berlin – Hans Kupferberg aus Lichterfelde-West und Alice Grab, geb. Ehrlich aus Kreuzberg. Eine Großmutter war Hildesheimerin, Ruth Kupferberg, geb. Kornmann. Mein Großvater, der Historiker Walter Grab, war gebürtiger Wiener. Sie hatten das große Glück, davongekommen zu sein; die Rettung war Palästina. Meine Eltern sind in dem frisch gegründeten Israel geboren und aufgewachsen, dann in den 1970er-Jahren nach Westberlin gekommen – um für eine gewisse Zeit zu bleiben – und nun leben sie seit 41 Jahren in Berlin. Damals gab es kaum Israelis hier.

Ich selbst, Vertreterin der dritten Generation, bin in Berlin geboren und aufgewachsen. Eng verbunden war ich mit meinen Großeltern, die mich gebildet und geprägt haben; es wurde erzählt, diskutiert, doziert, gefragt, erinnert: das Repertoire der deutschen Literatur, ein säkulares Judentum, und die Familiengeschichten, die eng verwoben waren mit den Katastrophen des 20. Jahrhunderts, waren Bestand unserer gemeinsamen Zeit.

Ich möchte über Alisa Grab, die 1920 in Berlin geboren wurde und 2007 in Tel Aviv starb, erzählen. Sie ist meine Berliner, Kreuzberger Großmutter mütterlicherseits. Und ich lese ihre Worte vor: „Ich bin 1920 im

Jüdischen Krankenhaus geboren und bis 1933 in der Reichenberger Straße 153 aufgewachsen. Es gab acht Parteien im Haus. Mit den Nachbarn hatten wir guten Kontakt, vor allem mit den Nachbarn auf dem gleichen Flur. Das waren furchtbar nette, ältere Leute. Sie waren für mich wie meine Großeltern. Sie waren Kommunisten, der Mann war Schuster. Wenn meine Eltern nicht zuhause waren, bin ich zu diesen Nachbarn gegangen. Zu Pessach, wenn es bei uns Matze gab, hat meine Mutter Matze hinüber geschickt. Sie haben mich immer eingeladen, zwar nicht am Heiligabend, aber am nächsten Weihnachtstag. Bis zum heutigen Tage denke ich mit großer Liebe und großer Rührung an diese Menschen.

Ich bin in die Gemeindeschule gegangen, die in der Reichenberger Straße direkt gegenüber unserer Wohnung lag. Zweimal wöchentlich ging ich in die Annenstraße in eine Religionsschule. Der Leiter dieser Schule war der Rabbiner Dr. Bleichrode, der auch Rabbiner in der Synagoge am Kottbusser Ufer war. Er war ein wunderbarer Mann. Dort habe ich zwei, drei Jahre Hebräisch lesen und schreiben gelernt und auch biblische Geschichte. Viele Ostjuden, die nach Deutschland kamen, drängten ihre jiddische Sprache und Kultur in den Hintergrund. Mein Vater hat das nicht getan. Er hat mit mir jiddische Bücher gelesen, und einmal schenkte er mir ein Liederbuch, in dem auch jiddische Lieder abgedruckt waren. Ich habe am Klavier gesessen und diese Lieder gesungen. Das hat meinem Vater großen Spaß gemacht. 1924 hat er sich selbständig gemacht und wurde Eieragent. Schon mein Großvater hat in Galizien vor dem Ersten Weltkrieg Eier nach Deutschland exportiert. Der Eierhandel war nach dem Ersten Weltkrieg größtenteils in jüdischen Händen. Man hatte sein gutes Auskommen. Das war einerseits gut, andererseits aber schlecht. Denn da mein Vater gut verdiente, blieb er auch zur Zeit der Naziherrschaft noch lange in Deutschland.

Mein Bruder wanderte 1933 nach Palästina aus und schloss sich einem Kibbuz der Linksozialisten an. Meine Eltern und ich übersiedelten im April 1933 von Kreuzberg nach Charlottenburg. Im Jahr 1937 absolvierte ich einen Kurs in einer Chemieschule in



*Alice mit ihrem Vater Chaim Ehrlich und dem Bruder Paul, Berlin am Ende der 1920er-Jahre*

der Hedemannstraße, weil ich chemische Laborantin werden wollte. Ich wartete damals auf die Auswanderung nach Palästina und wollte einen Beruf erlernen. Mein Vater suchte im Telefonbuch eine Chemieschule und rief ihren Leiter Dr. Hans Vogtherr an. Mein Vater sagte am Telefon, dass wir Juden seien. Dr. Vogtherr antwortete: ‚Das ist ganz unwichtig, die Hauptsache, Ihre Tochter hat das Zeugnis des Lyzeums, das Übrige interessiert mich nicht.‘ Dr. Vogtherr nahm während des Unterrichts kein Blatt vor den Mund. Einmal sagte er: ‚Wir Chemiker sind mächtig! Alle Räder stehen still, wenn unser starker Arm es will.‘ Das ist ein Vers aus dem Bundeslied der Deutschen Arbeiter von Georg Herwegh, aber das habe ich damals nicht erkannt, kein Mensch hat zur Nazizeit Herwegh zitiert.

Am 24. Oktober 1938 bin ich nach Palästina ausgewandert. Meine Eltern brachten mich zum Anhalter

Bahnhof. Am selben Abend verließen auch sie Berlin und fuhren nach Lemberg, nach Polen, wo sie Verwandte hatten. Meine Eltern und alle anderen Mitglieder der Familie wurden nach dem Einmarsch der Nazis ermordet.“<sup>1</sup>

Diese Erinnerungen sind nicht abstrakt; sie sind verbunden mit meinen Erinnerungen an die vielen Stunden bei und mit meinen Großeltern – in der Tel Aviver Wohnung, in Berlin bei uns, an Urlaubsorten. An Geschmack, Geruch, Berührungen und Stimmungen sind Assoziationen gebunden, die nicht künstlich hervorgebracht werden können. Briefe, Fotos, Tagebücher dokumentieren die Lebenswege der Groß- und Urgroßeltern, Großtanten und -onkel: Wer ist das auf dem Foto, Opi? Wer hat das geschrieben, Omi? Was ist mit demjenigen, derjenigen passiert? Wir saßen über den Dokumenten; auf einem Foto sehe ich meine Großtante Hedda Grab, kostümiert, eine Opernsängerin, die dank ihrer musikalischen Ausbildung nicht nach Auschwitz deportiert wurde, sondern in Theresienstadt – beschädigt – überlebt hatte; auf einem anderen Foto dann sehe ich den Koffer meines Großonkels Willy Grab, der 1944 ermordet wurde, im Museum von Auschwitz. Die Briefe von Chaim Ehrlich aus Polen, Alisas Vater, der der geliebten Tochter im fernen Palästina Mut zuredete, kurz bevor er selbst ermordet wurde, liegen heute bei uns in Berlin.

Diese Geschichten sind verbunden mit Erfahrungen, die uns sozialisieren. Sie können nicht simuliert werden. Die spezifisch jüdische Erfahrung mag partikular sein. Die Geschichte und die Erinnerung an diese jedoch ist universal; und deswegen Aufgabe aller. Die Shoah war ein „Verbrechen gegen die Menschheit [...], verübt am jüdischen Volk“, so Hannah Arendt.<sup>2</sup> Deswegen geht sie uns alle an. Die dritte Generation ist gleichzeitig die letzte, die den Zeugen zuhören kann. Schon jetzt sind wir zunehmend auf die medialisierte Vermittlung der Shoah angewiesen. Kommende Generationen werden es ausschließlich sein. Die Errungenschaften der Neuesten Medien, die Veränderungen im Zuge des „pictorial turn“ (William Mitchell) nehmen ihrerseits Einfluss auf die Art, wie wir erinnern. Ob diese Form wirksam ist, wird man auch und möglicherweise an



*Alisa Grab geb. Alice Ehrlich und Yael Kupferberg, Tel Aviv 2001*

dem Ergebnis der kommenden Bundestagswahl ablesen können; auch, ob die Shoah ein zentraler Bezugspunkt der Erinnerungskultur in Deutschland bleiben wird.

Erinnerung ist mehr als ein bloßer Speicher individueller Erinnerungen; sie bedarf der Verständigung. Oft sind wir uns dessen nicht bewusst, auf welchem Wege wir Erinnerungen mit anderen teilen – wir stehen auch heute vor dieser Frage. Die Bedeutungen, die das Ereignis oder das historische Geschehen für uns hat, hängt auch davon ab, inwieweit wir mit dem Geschehenen in persönlicher Beziehung stehen, und daher teilen wir nicht nur die Erinnerung daran, was geschah, sondern auch die Art der Übermittlung.

Es ist nicht möglich, sich willentlich zu erinnern – insbesondere an Geschehnisse, die nicht mit der eigenen Biografie in Verbindung stehen. Indem ich meine Großmutter Alisa habe zu Wort kommen lassen,

werden auch Sie Zeuge. Im besten Falle zum moralischen Zeugen<sup>3</sup>, so hoffe ich. Wenn ich vom „moralischen Zeugen“ spreche, meine ich damit, dass mit der Zeugenschaft eine Aufforderung verbunden ist, dass sich Auschwitz nicht wiederhole, dass eine moralische Gemeinschaft existierte und das diese auch weiterhin besteht. Erinnerung soll eine Haltung stärken, die zur Handlung aufruft. Mir ist bewusst, dass die Weitergabe von Erinnerungen einer Art Flaschenpost gleicht. Wir wissen nicht, auf wen sie trifft und was sie auslöst; ich selbst kann es nicht wissen und nicht beanspruchen, dass diese Flaschenpost etwas bewirken wird.

Mit meinen Töchtern gehe ich die Straßen in Schöneberg entlang. Stolpersteine sind hier und da in die Bürgersteige vor den Häusern eingelassen. Die Töchter bleiben stehen, beschauen sich die Steine und lesen die Namen und Daten vor. Es sind Anlässe, um über Geschichte zu sprechen, um über Familiengeschichte zu sprechen. Was werden meine Töchter, also die vierte Generation, mit den Erzählungen tun, die von mir und meinen Eltern vermittelt werden? Wie werden sie mit unserer Geschichte umgehen?

In seinem Aufsatz „Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz“ schreibt der Historiker Dan Diner 1987, auf Bemerkungen Hannah Arendts reflektierend: „Seit Auschwitz [...] kann tatsächlich von einer deutsch-jüdischen Symbiose gesprochen werden – freilich einer negativen. Für beide, für Deutsche wie für Juden, ist das Ergebnis der Massenvernichtung zum Ausgangspunkt ihres Selbstverständnisses geworden, eine Art gegensätzlicher Gemeinsamkeit, ob sie wollen oder nicht.“<sup>4</sup>

In einem Brief an Karl Jaspers aus dem Jahre 1946<sup>5</sup> – also zu einer Zeit, da Hannah Arendt annehmen konnte, auch „die Deutschen“ würden nicht loskommen von dem, was geschehen war – erschien es der politischen Denkerin nicht vorstellbar, dass man doch recht schnell zur Tagesordnung übergehen könnte. Vier Jahre später, nach ihrem Besuch in Deutschland im Winter 1949/50, ist nicht von deutscher Auseinandersetzung, sondern von „Abwehr“ die Rede: „Beobachtet man die Deutschen, wie

sie geschäftig durch die Ruinen ihrer tausendjährigen Geschichte stolpern und für die zerstörten Wahrzeichen ein Achselzucken übrig haben oder wie sie einem verübeln, wenn man sie an die Schreckenstaten erinnert, welche die ganze übrige Welt nicht loslassen, dann begreift man, dass die Geschäftigkeit ihre Hauptwaffe bei der Abwehr der Wirklichkeit geworden ist.“<sup>6</sup>

Dass wir uns heute hier versammeln um über die Zukunft der Erinnerungsarbeit zu sprechen, bezeugt, dass eine reflektierende Auseinandersetzung besteht. Zumindest im öffentlich-politischen Diskurs ist die Frage nach Erbschaft und Geschichte präsent, auch wenn diese Anstrengungen von rechts attackiert werden. Hannah Arendt verwendet bezeichnenderweise „stolpern“, und ja, es ist ein Stolpern: wir werden angehalten, um innezuhalten, um Fragen zu stellen. Das ist ein großes Verdienst der Stolpersteine.

Die Rezeption der Shoah als historisches Ereignis steht in einem Spannungsfeld: Die Shoah ist Bestandteil der historischen Überlieferung, und sie ist Objekt der Erinnerung. Beide Diskurse, Geschichte und Gedächtnis, sind von einer Überlieferung, von Erzählung abhängig. Damit sind die zentralen Begriffe benannt. Die Erzählung benötigt ein Publikum, Interessierte, Fragende.

Der Subtext unserer Identität ist ein spezifisches Trauma. Dieses Trauma wurde zum jüdischen Gebot: „Juden ist es verboten, Hitler einen posthumen Sieg zu verschaffen. Ihnen ist es geboten, als Juden zu überleben [...] Ihnen ist es geboten, sich der Opfer von Auschwitz zu erinnern, ansonsten ihr Andenken verloren ginge. Ihnen ist es verboten, am Menschen und an der Welt zu verzweifeln und sich zu flüchten in Zynismus oder Jenseitigkeit, ansonsten sie mit dazu beitragen würden, die Welt den Zwängen von Auschwitz auszuliefern. Schließlich ist es ihnen verboten, am Gott Israels zu verzweifeln, ansonsten das Judentum untergehen würde.“<sup>7</sup>

Das ist das 614. Gebot des Judentums. 1970 hat es der deutsche Rabbiner und Philosoph Emil Ludwig Fackenheim aufgestellt: es ist das Gebot zur Erinnerung. Dieses Gebot hallte im zeitgenössischen geschichtstheo-

logischen Diskurs um die Shoah nach. Fackenheim stellt die Shoah dem Auszug der Israeliten aus Ägypten und der Offenbarung der Zehn Worte am Sinai als dritte fundamentale Erfahrung des jüdischen Volks zur Seite. Die Shoah müsse, wie die anderen Ereignisse, in Fest, Ritual und Liturgie erinnert werden.

Der Imperativ der Erinnerung ist schon in den frühesten jüdischen Schriften zentral im Judentum verankert. Aus dem kommunikativen Gedächtnis, also aus dem privaten und persönlichen Erzählen, wurde ein kulturelles Paradigma. Nicht zufällig hat sich im Hebräischen die Bezeichnung „Shoah“, das heißt Katastrophe, für den Mord an den europäischen Juden durchgesetzt. Der Begriff nimmt die überlieferten katastrophalen Ereignisse wieder auf: die Vertreibungen aus Jerusalem, die Bedrohungen durch das Volk der Amalekiter und durch die Vernichtungsabsichten Hamans im babylonischen Exil, ebenso die Zerstörung des Tempels im Jahre 70 und die Pogrome und Verfolgungen innerhalb der zweitausendjährigen Diaspora. Die Shoah ist aufgeladen als überzeitliche Katastrophe. Durch die Aufnahme in diesen kulturellen Kanon wird die Shoah-Erinnerung garantiert. Das ist die partikulare jüdische Seite der Erinnerung.

Für die universale Erinnerung der Shoah – also einer Erinnerung, die uns alle angeht – ungeachtet des kulturellen Hintergrunds – gilt immer noch Adornos Diktum aus dem 1966: „Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. Sie geht so sehr jeglicher anderen voran, daß ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen. [...] Jede Debatte über Erziehungsideale ist nichtig und gleichgültig diesem einen gegenüber, daß Auschwitz nicht sich wiederhole. [...] Erziehung nach Auschwitz muss Erziehung zu Autonomie und Selbstreflexion, also zur Mündigkeit sein: Die einzig wahrhaftige Kraft gegen das Prinzip von Auschwitz wäre Autonomie, wenn ich den Kantischen Ausdruck verwenden darf; die Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen.“<sup>8</sup>

Hinsichtlich der Erinnerungskultur heißt das: wir können nicht allein auf Informationsvermittlung ver-

trauen. Wir müssen eine Haltung stärken; Menschen müssen sich als Menschen begegnen (können). Bildung im umfassenden Sinne bindet auch die emotionale Gesundheit mit ein – sie sollte neben der Ausbildung zur Selbstreflexion vor allem Empathie fördern, die zur moralischen Handlung aufruft.

*Yael Kupferberg*

*Dr. Yael Kupferberg lehrt Religionsphilosophie an der School of Jewish Theology der Universität Potsdam.*

- 1) Alisa Grab, Lebenserinnerungen, <https://www.museum-digital.de/berlin/index.php?t=objekt&oges=9595>, Zugriff 18. April 2017.
- 2) Hannah Arendt: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen [1963], Hamburg 1978.
- 3) Avishai Margalit: Ethik der Erinnerung. Max Horkheimer Vorlesungen, Frankfurt/M. 2002.
- 4) Dan Diner: Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz, in: Ders. (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt/M. 1987, S. 185-197, hier S. 185.
- 5) Hannah Arendt/Karl Jaspers: Briefwechsel 1926-1969, München 1985, S. 90.
- 6) Hannah Arendt: Besuch in Deutschland, Berlin 1993, S. 35.
- 7) Emil Ludwig Fackenheim: The Commanding Voice of Auschwitz, in: Ders.: God's Presence in History, New York 1970, S. 84.
- 8) Theodor W. Adorno: Erziehung nach Auschwitz [1966], in: Ders.: Kulturkritik und Gesellschaft II (= Gesammelte Werke ; 10/2), Frankfurt/M. 1997, S. 674-690.

## EDITH BERLOW

Ansprache anlässlich der Enthüllung einer „Berliner Gedenktafel“ am 11. Mai 2017 in der Menzelstraße 9 in Berlin-Grünwald

Es ist mir eine ganz besondere Freude, diese Gedenktafel für Edith Berlow gemeinsam mit Ihnen zu enthüllen. Schon seit einiger Zeit habe ich mir Edith vor mein geistiges Auge gestellt und mich gefragt, was sie dazu sagen würde, mit dieser Tafel geehrt zu werden. Sie hätte es sicherlich für überflüssig gehalten, aber insgeheim hätte sie sich vielleicht doch gefreut, dass Ihre Anstrengungen, ihre Ängste, ihre Verzweiflung und ihr Mut so von der Nachwelt eine späte Anerkennung erfahren. Ich hatte das große Glück – und als solches habe ich es auch immer empfunden – sie persönlich gekannt zu haben. Ich kontaktierte sie, weil die Frau von Werner Scharff, dem Kopf der Widerstandsgruppe „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau“, uns 1989 erzählte, dass Edith nicht mehr in den USA lebte, wo ich sie wähnte, sondern wieder in ihr geliebtes Berlin gezogen sei.

Aber schauen wir uns ihr Leben chronologisch an: 1903 wurde sie in Wilhelmshaven geboren und wuchs mit zwei Schwestern auf. Ihr Vater Otto war Architekt. 1908 zog die Familie für eine paar Jahre nach Amerika – 1914 kehrte sie nach Deutschland zurück. Edith war die englische Sprache also von Kindesbeinen an vertraut. Viel wichtiger aber ist, dass sie in einem Milieu aufwuchs, wo es selbstverständlich war, über den nationalen Tellerrand zu schauen. Ihre beiden Schwestern waren ihr lebenslang wichtige Beziehungspunkte. Ihr Vater starb früh, Anfang der 1920er-Jahre, und so konnte sie ihren Traum, Bibliothekarin zu werden, nicht verwirklichen. Ihre Mutter zog mit den drei Töchtern nach Berlin. Edith besuchte eine Handelsschule und wurde Sekretärin. Ihre ältere Schwester Charlotte wurde Schauspielerin und lernte am Danziger Theater Hans Söhnker als Kollegen kennen. Beide heirateten 1929. Edith verkehrte ebenfalls in diesen Kreisen,

denn im selben Jahr heiratete auch sie: und zwar den Schauspieler Georg Zoch. Als sie merkte, dass er dem Alkohol zusprach, ließ sie sich von ihm scheiden – das war 1934. Sie hatte weiterhin indirekt Kontakt zu ihm, und als Zoch während der NS-Zeit gutes Geld als erfolgreicher Regisseur verdiente, unterstützte er Edith großzügig.

Die jüngere Schwester Lona Berlow wurde ebenfalls Schauspielerin und wohnte in Danzig. Sie lernte den sozialdemokratischen Journalisten Fritz Hirschfeldt kennen, der für die „Danziger Volksstimme“ arbeitete. Die beiden heirateten nicht. 1933 war er sogleich doppelt verfolgt – als Sozialdemokrat und Jude. Edith war sofort hilfreich tätig und unterstützte Lona dabei, Fritz aus dem Gefängnis Elbing wieder frei zu bekommen. Sie sammelte Erfahrung im Umgang mit unangenehmen Gestapo-Männern. Die Schwestern waren erfolgreich: Fritz Hirschfeldt kam 1934 frei und emigrierte nach England. Lona und Edith wähten ihn sicher, aber 1935 kehrte er nach Deutschland zurück: er hielt es vor Heimweh nicht mehr aus. Ich erinnere mich noch gut an Ediths Verzweiflung, als sie mir davon erzählte, wie er es in der Fremde einfach nicht mehr ausgehalten hatte.

1936 kam Fritz' Bruder Kurt von Königsberg nach Berlin. Er war Orthopäde und musste als Jude dort seine Praxis aufgeben. Edith Zoch und Kurt Hirschfeldt verliebten sich, konnten aber nicht heiraten. Er war – wie sie – in erster Ehe verheiratet gewesen, und aus dieser Verbindung hatte er eine Tochter. Er ließ sich als Arzt in Berlin nieder und war als sogenannter „Krankenbehandler“ nur für jüdische Patienten zuständig. Er hatte seine Praxen an verschiedenen Orten des Berliner Westens. Edith wohnte derweil in der Grolmanstraße und arbeitete als Sekretärin. Durch die Kontakte, die Kurt Hirschfeldt in die jüdische Welt Berlins hatte, kam auch Edith mit dem Elend und den Nöten der verfolgten Juden in Berührung. Gescheiterte Emigrationen, Geldsorgen, Verlust der Berufe, Umzüge in immer kleinere Wohnungen, Zwangsarbeit, Demütigungen, Ausschluss aus dem gesellschaftlichen Leben.

Am 18. Oktober 1941 wurde Fritz Hirschfeldt deportiert. Keiner wusste, wohin diese Transporte gingen. Edith und Lona fanden heraus, dass er nach Litzmannstadt gebracht worden war. Kurz entschlossen fuhr Edith dorthin, zog sich schick an und begehrte mit dem deutschen Lagerleiter zu sprechen. Er empfing sie und war äußerst liebenswürdig zu ihr. „Gnädige Dame, schauen Sie, wir haben mit dem Ghetto überhaupt nichts zu tun“, sagte er, „die Juden organisieren alles selber, ich kann leider nichts für Sie tun.“ Diesmal war sie nicht erfolgreich. Die Berlow-Schwester konnten Fritz Hirschfeldt noch ein paar Male etwas Geld ins Ghetto schicken – dann verlor sich seine Spur.

Natürlich ahnten Kurt und sie, dass die Deutschen Böses im Schilde führen, aber die genaue Wahrheit kannten sie nicht. 1942 bat ihr Mann sie, seine Sprechstundenhilfe Marie Michalowitz mit ihrem Mann Alfred aufzunehmen. Sie fand das eigentlich zu gefährlich, aber ihr Mann gab zu bedenken: „Wann sagt man Nein?“ Also nahm sie die beiden auf. Sie hatten eine Laube versprochen bekommen, aber aus den paar Tagen wurde ein halbes Jahr. Edith hat bis zu ihrem Tod nicht gewusst, dass die beiden Michalowitzs dann Anfang September 1943 in den Strukturen einer anderen Widerstandsgruppe, der „Europäischen Union“, festgenommen worden sind. Sie erfuhr aber, dass Marie Michalowitz bei ihrer Festnahme ganz furchtbar nach Edith geschrien haben soll. Die Gestapo-Beamten ignorierten Gott sei Dank ihr hysterisches Geschrei.

Es gibt viele Details dieser Art aus den Jahren 1942 bis 1945. Vielleicht nur die wichtigsten Schlaglichter: sie lernte Werner Scharff und Cioma Schönhaus kennen. Der Jude Werner Scharff half als Angestellter der Jüdischen Gemeinde vielen anderen Juden in den Sammellagern, später gründete er eine Widerstandsgruppe und verbreitete Flugblätter. Cioma Schönhaus – ebenfalls Jude – war ein grafisches Genie und fälschte Ausweise. Als Kurt dann untertauchte, tauschte Cioma Schönhaus das Foto aus der „arischen“ Kennkarte eines Freundes aus und setzte Kurts Foto hinein. Als Schönhaus wusste, dass er gesucht wurde, setzte er sich aufs Fahrrad und radelte Richtung Schweiz. Edith



*Edith Hirschfeld, geb. Berlow, um 1946*

erzählte mir, sie habe nie vergessen, wie sie ihm einen Apfel auf die Reise mitgab.

1942 zog Edith dann hier in dieses Haus in der Menzelstraße, vor dem wir stehen. Ob sie sich die 3-Zimmer-Wohnung mit ihrem Sekretärinnen-Gehalt leisten konnte, ist zu bezweifeln. Sicherlich floss da Geld von Georg Zoch. Die Mädchenkammer auf halber Treppe gehörte zur Wohnung. Sie stand immer offen und zur Verfügung. Werner Scharff nächtigte hier und seine Freundin Fancia Grün. Vielleicht war auch Werner Scharffs Frau Gertrud die eine oder andere Nacht hier – auf alle Fälle vermittelte Edith sie zu einem weiteren Helfer in der Königsallee, wohin sie auch Walter Frankenstein und seine Familie verwies. Ganz sicher übernachteten auch Ludwig Lichtwitz und Walter Frankenstein hier.

Als Werner Scharff im Sommer 1943 gefasst wurde, nachdem er nur einen Monat im Untergrund gelebt hatte, war Edith tief erschüttert. Als er dann aber im September desselben Jahres wieder in Berlin war, traute sie ihren Augen nicht. Er gründete gemeinsam mit einem nichtjüdischen Mitstreiter in Luckenwalde eine Widerstandsgruppe. Werner Scharffs Ziel war es, mittels Flugblättern die Menschen dazu zu bewegen, etwas für das Ende des Krieges zu tun. Er ahnte oder wusste: der Mord an den Juden hört nur auf, wenn der Krieg aufhört. Im April 1944 wurde das erste Flugblatt verfasst, abgezogen und verbreitet, im August folgte das zweite. Werner Scharff gab auch Edith Flugblätter. Ein einziges Mal verteilte sie sie in Berliner Briefkästen und wäre vor Angst fast gestorben.

Im Herbst 1944 wurde die Gruppe entdeckt. Werner Scharff und Fancia Grün wurden gefoltert. Sie verrieten Ediths und Kurts Namen nicht. So blieben die beiden verschont. Viele kamen um, Edith und Kurt überlebten. Anfang Juni 1945 heirateten die beiden. Kurt bekam eine Stelle als Chefarzt am Virchow-Krankenhaus. Er sah, auch als Arzt, was diese Zeit in Ediths Seele für Verwüstungen angerichtet hatte. Er riet ihr, sich dies alles von der Seele zu schreiben. Das tat sie.

1948 beschlossen sie, Berlin den Rücken zu kehren. Kurt hatte die ständigen antisemitischen Bemerkungen in seinem Krankenhaus satt. Sie zogen nach New York. Edith unterhielt sie beide, indem sie als Sekretärin arbeitete. Der mittlerweile fünfzig Jahre alte Kurt wiederholte alle medizinischen Examina. Ende der 1950er-Jahre war er fertig. Sie zogen nach Long Island – er eröffnete eine Praxis und sie verlebten dort die entspanntesten gemeinsamen Jahre. Edith zog nach Kurts Tod 1971 mit ihrer Schwester Lona wieder nach Berlin.

Hochbetagt starb sie 1995. Vorher jedoch durfte sie erleben, dass Walter und Leonie Frankenstein wieder bei ihr auftauchten. Die Kontaktfäden waren zerrissen. Nun im Jahr 1991 kamen die damals jungen Schützlinge nach Berlin und freuten sich sehr, ihre Helferin zu treffen und ihr zu danken. 1993 wurde sie von Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnet.



Zum Schluss möchte ich wenige Sätze ihrer eigenen Worte zitieren, die sie über Werner Scharff geschrieben hat, der den größten Eindruck auf sie machte: „Er war, was nicht so häufig vorkam, ein tapferer Mann, und er hatte, was noch seltener war, Zivilcourage. Seine Taten haben das Ende des Nationalsozialismus nicht beschleunigt, keineswegs. Aber von wem kann das überhaupt gesagt werden? [...] Seine Mittel zur aktiven Bekämpfung des Nationalsozialismus waren unzureichend, es stand keine politische Organisation hinter ihm. Aber im dunklen Drange seines Gefühls, dass endlich und überhaupt etwas geschehen müsse, hat er den Versuch dazu unternommen, der ihm schließlich das Leben gekostet hat wie Witzleben, die Geschwister Scholl und vielen anderen, deren Namen im Gegensatz zu seinem der Öffentlichkeit bekannt geworden sind. Und für mich persönlich ist er der Mensch und bleibt es, der uns an das Göttliche im Menschen wieder glauben lässt.“

Wegen des Glaubens an das Göttliche im Menschen sind wir alle hier – diese Gedenktafel hängt nun und erinnert uns an einen Menschen, der uns ein Beispiel gibt. Für heute, im Hier und Jetzt.

*Barbara Schieb*

*Barbara Schieb ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Gedenkstätte Stille Helden in der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand und langjähriges Mitglied im Aktiven Museum.*

## LIEFERBARE PUBLIKATIONEN DES AKTIVEN MUSEUMS

### **Stolpersteine in Berlin #2. 12 Kiezspaziergänge**

3. Auflage, Berlin 2016

12,00 Euro

### **Stumbling Stones in Berlin. 12 Neighborhood Walks**

2. Auflage, Berlin 2016

12,00 Euro

### **Stolpersteine in Berlin. 12 Kiezspaziergänge**

5. Auflage, Berlin 2016

12,00 Euro

### **Stolpersteine in Berlin. Pädagogisches Begleitmaterial**

Berlin 2015

5,00 Euro

### **Letzte Zuflucht Mexiko. Gilberto Bosques und das deutschsprachige Exil nach 1939**

Berlin 2012

20,00 Euro

### **Gute Geschäfte. Kunsthandel in Berlin 1933-1945**

3. Auflage, Berlin 2013

20,00 Euro

### **Ohne zu zögern... Varian Fry: Berlin – Marseille – New York**

2., verbesserte Auflage, Berlin 2008

20,00 Euro

### **Vor die Tür gesetzt. Im Nationalsozialismus verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder 1933–1945**

Berlin 2006

5,00 Euro

### **Haymatloz. Exil in der Türkei 1933–1945**

Berlin 2000

20,00 Euro

CD-ROM 5,00 Euro

## IMPRESSUM

---

### Aktives Museum

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.

Stauffenbergstraße 13-14  
10785 Berlin  
Tel. +49(0)30-263 9890 39  
Fax +49(0)30-263 9890 60

info@aktives-museum.de  
www.aktives-museum.de

### Vorstand

Dr. Christine Fischer-Defoy Vorsitzende  
Robert Bauer stellvertr. Vorsitzender  
Christine Kühnl-Sager stellvertr. Vorsitzende  
Marion Goers  
Dr. Matthias Haß  
Astrid Homann  
Dr. Gerd Kühling  
Angelika Meyer  
Monica Pugnier

### Geschäftsführer

Kaspar Nürnberg

### Redaktion

Kaspar Nürnberg

### Konzept und Gestaltung

Lehmann & Werder Museumsmedien  
in Kooperation mit Elke Lauströer, Grafik Design

### Druck

Druckerei Gottschalk

### Neue Mitglieder sind willkommen!

Jahresbeitrag Einzelmitglied:  
55,00 Euro, ermäßigt 27,50 Euro

Jahresbeitrag Vereinigungen:  
165,00 Euro, ermäßigt 82,50 Euro

### Spendenkonto

Berliner Sparkasse  
BLZ 10050000  
Konto Nr. 610012282

IBAN: DE87 1005 0000 0610 0122 82

BIC: BELADEBEXXX

### Bildrechtenachweis

Titel Landesarchiv Berlin, Fotograf: Horst Siegmann  
S. 3 Frauke Postel, Berlin  
S. 5 Paul Glaser, Berlin  
S. 8 Marmorsteinbild, Berlin / Archiv Centrum Judaicum,  
Fotograf: Wolfgang Bachmann  
S. 9 Landesarchiv Berlin, Fotograf: Horst Siegmann  
S. 10 Bettina Kubanek, Berlin unter Verwendung einer  
Aufnahme von Werner Zellien, Oslo  
S. 12 Dr. Yael Kupferberg, Berlin  
S. 13 Dr. Yael Kupferberg, Berlin  
S. 17 Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin  
S. 18 Landesarchiv Berlin: Fotograf: Thomas Platow

# **AKTIVES**MUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.

Stauffenbergstraße 13-14  
10785 Berlin

[www.aktives-museum.de](http://www.aktives-museum.de)

Tel 030 · 263 9890 39

Fax 030 · 263 9890 60

[info@aktives-museum.de](mailto:info@aktives-museum.de)